

ANNE HOLT

PIPER

Das einzigste Kind

Kriminalroman



Kollegenberatung.«

»Kollegenberatung?«

Cathrine machte darauf aufmerksam, daß eine solche Beratung nicht angekündigt worden und eigentlich auch erst in zwei Monaten fällig sei.

»Wir machen es jetzt. Es dauert nicht lange. Terje, du bitte als erster. Wir gehen in mein Büro.«

Maren Kalsvik, die praktisch, wenn auch nicht offiziell, als eine Art stellvertretende Heimleiterin fungierte, musterte ihre Chefin nachdenklich. Agnes wirkte müde. Ihre Haare waren stumpf, und ihr sonst so glattes, rundes Gesicht war viel schärfer gezeichnet. Unter den Augen lagen wenig kleidsame bläuliche Schatten, und zeitweise schien sie an den Kindern keinerlei Interesse mehr zu haben. Es hing bestimmt mit ihrer Ehe zusammen. Maren und Agnes waren nicht direkt Freundinnen, aber sie arbeiteten schließlich zusammen und unterhielten sich ab und zu über Gott und die Welt. Seit einigen Monaten kriselte es in Agnes' Ehe, das wußte Maren. Und vielleicht handelte es sich um eine ernstere Krise, als Agnes zugeben mochte. Die haarsträubende Strafe für Olavs Wutanfall zeigte ja schon, daß hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Gleich bei der Besprechung wollte sie sich diskret erkundigen. Und sie mußte die Strafe umwandeln. Schwer würde das sicher nicht. Es war nicht nur pädagogisch unklug, den Kindern das Zusammensein mit ihren Eltern zu verbieten, es war außerdem nicht erlaubt.

»Kann ich als zweite an die Reihe kommen?« fragte sie. »Ich muß nachher zum Zahnarzt.«

Agnes konnte ihre Beratungen mit den einzelnen Kollegen erst nach fast vier Stunden beenden. Und dabei hatten die letzten nur zehn Minuten gedauert.

Das Haus schien zu atmen. Tief und gleichmäßig. Eine sichere, feste Burg für die acht schlafenden Kinder.

Jedenfalls geben sie Ruhe, dachte Eirik zufrieden und schaltete den Fernseher aus.

Es war schon eine halbe Stunde nach Mitternacht, aber müde war er nicht. Das wunderte ihn. Ob er vielleicht geschlafen hatte, ohne es bemerkt zu haben? Er schnappte sich die Karten und legte eine Patience. Das war für ihn das pure Schlafmittel. Einige gepfuschte Runden lieferten ihm die nötige Bettschwere. Also konnte er sich auch gleich in das bereits gemachte Bett im ersten Stock legen. Auf dem Weg nach oben fiel ihm ein, daß Agnes noch nicht nach Hause gegangen war. Er hatte es jedenfalls nicht mitbekommen, und sie hätte doch bestimmt kurz in den Fernsehraum geschaut und ihm eine gute Nacht gewünscht. Er konnte ohnehin nicht begreifen, warum sie an diesem Abend, so gegen zehn, noch einmal gekommen war. Sie hatten den ganzen Papierkram doch im Griff, das hatte sich am Morgen bei der Besprechung herausgestellt. Und nun war sie schon wieder so lange hier. Noch

einmal sah er auf die Uhr. Fast eins. Mit vorsichtigen Schritten ging er im ersten Stock nach links und öffnete behutsam die Tür zum Schlafzimmer der Zwillinge. Beide lagen in Kim-Andrés Bett. Sie sahen aus wie Engelchen, wie sie sich so umarmten und mit ihren kleinen Mündern leise und gleichmäßig atmeten. Vorsichtig hob Eirik Roy-Morgan hoch und trug ihn in dessen eigenes Bett. Der Junge murmelte einen schlaftrunkenen Protest, dann drehte er sich auf den Bauch, seufzte und schlief weiter. Wie immer hatten die Jungen das Licht angelassen, Eirik ließ es brennen und setzte seine Runde fort.

Alle schliefen. Raymond schnarchte. Mit offenem Mund und leicht zurückgebogenem Kopf lag er auf dem Rücken; ein Arm und ein Bein hingen zur Hälfte aus dem schmalen Bett heraus. Die Decke lag auf dem Boden. Eirik hob sie hoch, brachte Arm und Bein des Jungen im Bett unter, ohne daß dieser sich davon stören ließ, und stopfte die Decke zwischen Matratze und Bettkasten fest, damit sie nicht wieder hinunterrutschen konnte.

Er schaute zu Olavs Bett hinüber und erstarrte. Das Bett war leer. Das konnte doch nicht wahr sein! Er hatte zwar den Fernseher laufen gehabt, aber er hätte doch etwas gehört, wenn der Junge das Haus verlassen hätte. Die Tür zum Aufenthaltsraum hatte offen gestanden. Oder nicht? Und dann wurde ihm glühend heiß.

Es waren schon ein paarmal Kinder durchgebrannt. Sie waren einfach nicht aus der Schule zurückgekommen oder von einem Ausflug in die Stadt. Das hier aber war seine Schuld. Es war mitten in der Nacht. Und Olav war erst zwölf.

Das Fenster war offen. Die Rettungsleine war am Haken unter der Fensterbank befestigt und hing nach draußen. Eirik riß das Fenster ganz auf und starrte auf den Boden fünf Meter unter ihm. Aber der Junge hatte sich doch nicht einmal in die Nähe der Rettungsleinen getraut!

Ohne daran zu denken, daß er die schlafenden Kinder wecken könnte, stürzte er aus dem Zimmer, vorbei am Personalschlafzimmer, und rief, als ihn noch zwei Meter vom Zimmer der Heimleiterin ganz hinten rechts von der Treppe trennten: »Agnes! Agnes! Olav ist weg!«

Er rannte in ihr Büro. Und dort blieb er wie gelähmt stehen.

Hinter dem für dreihundert Kronen auf dem Flohmarkt gekauften Mahagonischreibtisch mit dem Fleißigen Lieschen, dem Telefon, der billigen Plastikscheibunterlage und der roten Tasse mit vier Kugelschreibern und einem Bleistift saß Agnes Vestavik. Ganz ruhig. Sie starrte mit erstauntem Blick und halboffenem Mund durch ihn hindurch, und ein kleiner, geronnener Bach aus Blut klebte unter ihrem einen Mundwinkel. Das Blut floß nicht mehr.

Nachdem er sie eine halbe Minute lang angestarrt hatte, ging Eirik langsam und unsicher um den Schreibtisch herum, wie um die Tote zu ehren. Sie war so tot, wie ein Mensch es überhaupt nur sein kann. Aus ihrem Rücken ragte ein dreizehn Zentimeter langer Messergriff. Ungefähr auf der Höhe des Herzens.

Eirik schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen.

»Das versichere ich auf Ehre und Gewissen.«

Sie ließ die rechte Hand sinken. Hauptkommissarin Hanne Wilhelmsen fand nur wenig schrecklicher, als vor Gericht aussagen zu müssen. Zwar brauchten Polizeiangeestellte – anders als andere Zeugen – zumeist nicht lange zu warten; der Staatsanwalt sagte ihnen eine halbe Stunde vorher Bescheid. Aber trotzdem geschah immer irgend etwas, das den Betrieb aufhielt. Allein schon die richtigen Unterlagen herauszusuchen war zeitraubend genug. Viel leichter wäre es natürlich gewesen, wenn man zwei Tage im voraus vom Staatsanwalt eine Kopie der Akten bekommen hätte, aber Hanne Wilhelmsen und ihre fünfzehnhundert Kollegen bei der Osloer Polizei wußten, daß sich das nur in einem von zehn Fällen ermöglichen ließ. Die Polizeijuristen versprachen und beteuerten, aber die Papiere wurden nie geliefert, und am Ende mußten sie sich vor jeder Verhandlung durch mehr oder weniger handgebastelte Archive hindurch wühlen.

In diesem Fall ging es um eine Bagatelle. Die Juristen in ihren Roben saßen mit düsteren Mienen da und nutzten ihren Arbeitstag, um festzustellen, ob eine Einundzwanzigjährige während einer Demonstration einen Polizisten ins Bein gebissen und ihm ins Ohr gespuckt hatte.

Die Frau kaute auf einem Kaugummi herum, zupfte an ihren lila gefärbten Haarsträhnen und bedachte die Hauptkommissarin, als diese in voller Uniform den Zeugenstand betrat, mit einem vernichtenden Blick. Hanne Wilhelmsen konnte es nicht hören, von den Lippenbewegungen her jedoch hätte sie schwören können, daß die Angeklagte das Wort »Klassenbullerei« formte, ehe sie sich mit demonstrativem Seufzen zurücklehnte und die Decke anstarrte. Ihr Anwalt machte keine Anstalten, sie zur Ordnung zu rufen.

Die Vernehmung war schnell erledigt. Hanne Wilhelmsen hatte wirklich alles gesehen. Sie war nicht im Dienst gewesen; zufällig war sie über den Stortorg gegangen, wo eine kleine Gruppe von Menschen, die mehr oder weniger präzise als Autonome bezeichnet wurden, wütend die Kneipe, vor der sie standen, für ein Nazinest erklärte. Das stimmte durchaus. Die Polizei wußte längst, daß rechtsextreme Gruppen dort ihr Stammlokal gefunden hatten. Als Hanne Wilhelmsen vorbeikam, wurde die Frau mit den lila Haaren gerade, ohne besonderen Widerstand zu leisten, von zwei Beamten aus dem Gewühl gezogen und mit Handschellen gefesselt. Hauptkommissarin Wilhelmsen blieb stehen. Sie war nur drei oder vier Meter entfernt, als die Autonome dem einen Beamten anbot, ihm ein Geheimnis zu erzählen. Ehe er antworten konnte, hatte sie sich auch schon zu seinem Ohr vorgebeugt und eine solide Ladung Kaugummi und Spucke hineingeschleudert. Wütend riß der Beamte sie zu Boden, worauf sie sich gleich über dem Knöchel in seinem Stiefel verbiß. Für ihre Zähne und ihren Kiefer mußte das eine um vieles größere Belastung bedeuten

haben als für das Stiefelleder, vor allem, weil der Beamte voller Zorn versuchte, sie abzuschütteln. Schließlich ließ sie ihn los und lachte. Danach wurde sie auf die Beine gezerrt und in eine wartende Grüne Minna gestoßen.

»Haben Sie deutlich gesehen, daß sie den Polizisten ins Bein gebissen hat?«

Diese Frage stammte vom Staatsanwalt, einem kleinen, blutjungen Polizeirat, dessen bartlose Wangen wie rote Rosen blühten. Wilhelmsen wußte, daß dies sein erster Fall war.

»Naja, wenn der Stiefel zum Bein gehört, dann ja«, antwortete die Hauptkommissarin und sah den Richter an.

Der sah aus, als könne er vor lauter Langeweile jeden Moment tot umfallen.

»Es steht doch wohl außer Frage, daß sie gebissen hat?«

Der Staatsanwalt ließ nicht locker.

»Sie hat den Kollegen ins Stiefelleder gebissen. Das Gericht muß entscheiden, ob das einen Biß ins Bein bedeutet.«

»Haben Sie gesehen, ob sie ihn angespuckt hat?«

Hanne Wilhelmsen versuchte, ein Lächeln zu unterdrücken.

»Ja, sie hat ihm ein dickes Kaugummi ins Ohr gespuckt. Es sah sehr unangenehm aus.«

Der Rotwangige war zufrieden, der Verteidiger hatte auch nicht mehr viele Fragen. Wilhelmsen konnte gehen.

Die Autonome würde wohl für dreißig Tage hinter schwedische Gardinen wandern. Gewalt gegen einen Beamten im Dienst. Nicht gut. Die Hauptkommissarin verließ das neue Osloer Gerichtsgebäude, trat auf den C. >J. Hambros Plass hinaus, blieb kurz stehen und schüttelte langsam den Kopf.

»Wir machen schon komische Sachen mit unserer Zeit und unserem Geld«, murmelte sie, dann winkte sie einem vorüberfahrenden Streifenwagen, der sie mit nach Grønlandsleiret 44 nahm, dem Osloer Polizeigebäude.

Das neue Büro war doppelt so groß wie das alte. Das hatte sie ihrer Beförderung zur Hauptkommissarin zu verdanken. Sie hatte diesen Rang seit einem halben Jahr inne, wußte aber noch immer nicht, ob sie sich damit wohl fühlte. Verwaltungsarbeit machte nun einmal keinen Spaß. Andererseits war es auch eine Herausforderung, andere bei dem anleiten zu können, womit sie sich am besten auskannte: bei Ermittlungsarbeiten. Sie selbst beteiligte sich aktiver daran als die meisten anderen Hauptkommissare, und sie wußte, daß das kommentiert wurde. Und zwar nicht nur positiv. Überhaupt kam ihr immer deutlicher zu Bewußtsein, daß ein jahrelanges Dasein als allseits anerkannte Heldin, die von Kritik und Konflikten glücklich verschont blieb, nun zu Ende war. Wenn sie früher konstruktiv und unverbindlich Rationalisierungsmaßnahmen hatte vorschlagen können, die andere durchführen und verantworten mußten, so hatte sie nun Macht und Pflicht, diese selbst in

die Wege zu leiten. Als einfache Ermittlerin hatte sie sich aus allen persönlichen Konflikten und Intrigen herausgehalten. Sie hatte ihre Arbeit erledigt, und zwar ganz hervorragend, dann war sie, gefolgt von bewundernden Blicken, nach Hause gegangen. Jetzt steckte sie mitten im Trubel, konnte nicht fliehen und mußte oft eingreifen, entscheiden und über andere verfügen. Vielleicht war ihr das im Innersten zuwider. Bisher hatte sie viel mehr Energie dafür aufgewandt, zwischen sich und anderen Trennwände zu errichten, Wände, hinter die sie sich zurückziehen können mußte. Jederzeit.

Hanne Wilhelmsen wußte wirklich nicht, ob sie sich wohl fühlte.

»Hanne, mein Täubchen, mein Herzensvögelchen!«

Ein braungebrannter Gigant füllte die Türöffnung aus. Er trug verwaschene Jeans ohne Gürtel; an einer Gürtelschlaufe war eine dicke Goldkette befestigt, die zur Uhrentasche an der rechten Hüfte führte. Sein T-Shirt war knallrot und quer über die breite Brust in Schwarz mit dem Befehl »FUCK OFF!« bedruckt. An den Füßen trug er schwarze Stiefel mit echten, riesigen Sporen. Blonde Haarstoppeln von einem halben Zentimeter Länge bedeckten seinen Schädel. Sein Schnurrbart war viel länger und außerdem kupferrot.

»Billy T.! Du hast dir die Haare wachsen lassen!«

Hauptkommissarin Hanne Wilhelmsen sprang auf und wurde sofort zum Objekt für die innige Zuneigung dieses gewaltigen Besuchers. Er hob sie hoch und schwenkte sie so heftig durch die Luft, daß die Kaffeetassen umkippten und der Papierkorb an die Wand flog. Schließlich setzte er sie wieder ab, pflanzte ihr einen dicken Schmatz auf den Mund und ließ sich in einen Sessel fallen, der vier Nummern zu klein für ihn wirkte.

Sie kannten sich schon seit der Polizeischule. Anders als die allermeisten Männer aus ihrem Jahrgang hatte er nie versucht, sie anzubaggern. Im Gegenteil, mehrere Male hatte er ihr wie ein Prinz auf seinem Schimmel aus peinlichen Situationen helfen können, und eine Zeitlang waren Gerüchte über sie und ihn im Umlauf gewesen. Als er sich dann ein Kind nach dem anderen zulegte und keins davon mit Hanne, waren neue und ganz andere Gerüchte über sie aufgekommen. Vor denen hatte er sie nicht retten können. Aber er hatte sie nie auch nur für eine Sekunde fallenlassen. Im Gegenteil, in einer schönen Frühlingsnacht vor einem Dreivierteljahr, in dem legendären Hitzefrühling, als sie in einem Sturzbach von Verbrechen zu ertrinken drohten, hatte er sie auf eine Weise mit sich selbst konfrontiert, die sie zu der geheimen Überlegung gebracht hatte, daß sie an ihrem Leben etwas ändern müsse. Aber diese Überlegung blieb sehr geheim.

»Das war vielleicht toll«, sagte er und kam damit ihrer Frage zuvor. »Ich fand es toll, die Jungs fanden es spitze, und zu allem Überfluß hab ich auch noch eine verdammt scharfe Frau kennengelernt.«

Vierzehn Tage auf den Kanarischen Inseln. Die hätte Hanne auch brauchen können.

»Und jetzt bist du ausgeruht und dienstbereit. Bei mir. Für mich.«

Ihre Stimme klang seidenweich, und sie beugte sich über ihren Schreibtisch zu ihm vor.

»Daß ich das noch erleben darf! Chefin von Billy T. zu werden! Dem Schrecken aller